

bes Ich zu finden und zu vergöttern²⁹. Es gibt kein besseres Mittel gegen jede Art von Götzendienst, der sich in aller Sünde birgt, als der Nächstendienst.

Die Grundüberlegung aber bleibt eine: die Unmittelbarkeit Gottes wird durch die Begegnung mit dem Mitmenschen nicht gebrochen, sondern erst erstellt. Man findet Gott nicht im isolierten Ich, sondern nur im Wir der Gemeinschaft, im Wir des innerweltlichen Dialogs, in dem allein das Ich sein wahres Sein realisieren kann. Gott aber ist unmittelbar nur zu dem Ich, das in der Liebe zum Mitmenschen, zum Nächsten, seine Aufgabe sieht.

Die gegenwärtige Diskussion um die priesterliche Existenz

Paul Picard, Mainz*

Zu einer einheitlichen Äußerung über Dienst und Leben der Presbyter hat sich das Konzil erst spät bereitgefunden. Bei der Verabschiedung des Dekretes war man sich offen gebliebener Fragen und mancher im Gesamttext nachweisbarer Unausgeglichenheiten wohl bewußt. Allein schon der Umfang des Dekretes zeugt von der etwas schwierigen Montage verschiedenster Gesichtspunkte zu einem Ganzen. Dennoch erschienen die Aussagen über den Priester den Konzilsvätern und auch den Priestern, soweit sie sich mit ihnen beschäftigt hatten, als Grundlegung und Wegweisung. „Wenn sie auch nicht alle Wünsche befriedigen“, so schreibt Friedrich Wulf, „so sind sie doch ausbaufähig“¹.

Zu den Akzenten, die eine neue Sicht vom Priester und eine neue Rede-weise über ihn bezeugen, ist vor allem folgendes zu rechnen: Eindeutig wird das neutestamentliche Priestertum vom religionsgeschichtlichen Begriff des Priestertums abgesetzt. Die übergreifende Bezeichnung ist „presbyter“, der „Gemeindeälteste“, nicht mehr „sacerdos“, der „Kultdiener“. Dieser hat sacerdotale Funktionen und Vollmachten, aber die Reihenfolge

* Der Beitrag gibt ein Referat wieder, das der Vf. auf dem Konveniat einiger Kaplansjahrgänge gehalten hat.

¹ Friedrich Wulf, *Stellung und Aufgabe des Priesters in der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil*, in: *Geist und Leben* 39(1966)45–61, 61.

innerhalb seiner Sendung, die Gemeinde Christi aufzubauen, wird von der Verkündigungsaufgabe angeführt, nicht von dem ehemals reichlich isoliert gesehenen liturgisch-kultischen Dienst. Gegenüber früheren kirchlichen Verlautbarungen verzichtet das Dekret auf idealisierende Beschreibungen der priesterlichen Berufung, mit denen man den Geweihten vom Laien abhob. Schließlich wird der Zölibat zwar eindeutig bekräftigt, aber es wird ebenso deutlich – besonders im Hinblick auf die Ostkirche – ausgesprochen, daß er nicht vom Wesen des Priestertums gefordert sei und daß ein Mann auch in der Ehe ein sehr guter Priester sein könne.

Immerhin bemerkt Friedrich Wulf speziell zum Verhältnis Priester – Laie mit Vorsicht, aber deutlich genug: „Vielleicht wird man nach einigen Jahrzehnten sogar urteilen, daß auch das Priesterbild des Zweiten Vatikanums, vor allem im Priesterdekret, . . . noch stark von paternalistischen Vorstellungen mitbestimmt ist“². Es hat den Anschein, daß nicht „einige Jahrzehnte“ vergehen, bis sich die Sicht des Priesters in diesen und anderen Punkten vom Priesterbild des Konzils fortentwickelt hat. Das Zweite Vatikanum hat kirchenamtlich das vornehmlich vom 19. Jahrhundert noch einmal ausgeprägte Bild im Ansatz aufgegeben. Die gegenwärtige Diskussion ist bereits weit darüber hinausgeschritten.

1. Zunehmende Diskussion

Man wird, wenn von Diskussion die Rede ist, sofort an die Diskussion um den Zölibat denken wollen. Es gibt eine solche. Wer nicht in vordergründiger Betrachtung befangen ist, weiß jedoch, daß dieses Thema – fast könnte man sagen – der Prügelknabe für viel tiefer und weiter greifende Fragen um den Priester ist. Deshalb fallen die meisten nur mit dem Zölibat befaßten Veröffentlichungen, unter denen zudem viele nicht gerade kompetent sind, nicht unter die gewichtigen Beiträge zur Diskussion, von der wir hier zu reden haben.

Von Bedeutung sind die wenn auch nicht in erster Linie auf die priesterliche Existenz und Sendung bezogenen Veröffentlichungen zum Thema Säkularisierung. Zum Begriff sagt Greinacher: „Unter Säkularisierung . . . verstehen wir jenen gesamtgesellschaftlichen Prozeß, in dessen Verlauf immer mehr Bereiche des sozialen Lebens sich emanzipieren, sich einer Bevormundung von seiten irgendwelcher religiöser oder kirchlicher Normierung entziehen und sich zu autonomen Sachbereichen entwickeln, die ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen“³. Die verschiedenen geistesge-

² A. a. O. 48.

³ Norbert Greinacher, *Säkularisierung als soziologisches und theologisches Problem*, in: *Lebendige Seelsorge* 18 (1967) 305–311, 305.

schichtlichen und soziologischen Analysen kommen zu dem Ergebnis, daß der Prozeß der Säkularisierung der einstmals sakralisierten Welt und Gesellschaftsordnung offenbar in unserer Zeit in eine gewisse Endphase getreten ist. Infolgedessen wird die überkommene Institution des Christentums als ganze, das Priestertum als hochbedeutsame kirchliche Institution aber mit Vorrang zur Frage. Die Problematik der Säkularisierung steht jedenfalls maßgeblich hinter der Frage nach dem Priester.

Die eigentliche Diskussion wird von *pastoraltheologisch* und *-soziologisch* engagierten Autoren getragen. Es scheint, daß die Bischöfe und Diözesanbehörden die Diskussion nur am Rande zur Kenntnis nehmen, nicht zuletzt deswegen, weil sie konkret zu handeln haben und das Eintreten in die Auseinandersetzung sie nur vor noch größere Probleme stellen würde, als sie in der täglichen Sorge um die Pastoration schon jetzt vorhanden sind.

Ein beträchtlicher Teil der Priester, vor allem aus der älteren Generation, ist wahrscheinlich von den diskutierten Fragen nicht berührt. Sie erfahren zwar manche der bestehenden Schwierigkeiten, reflektieren aber nicht darüber und sind von den Veröffentlichungen nicht weiter beeinflusst. Dasselbe gilt auch von jenen Priestern, die von ihrem Dienst voll in Anspruch genommen werden und nicht im gleichen Maße wie einige ihrer Mitbrüder an der Erfahrung der Frustration ihrer Arbeit leiden. Eine Großstadt- oder lebendige Diasporagemeinde läßt infolge ihres täglichen Anspruchs an ihre Seelsorger diesen keine Zeit zur Resignation oder zur Infragestellung der eigenen Arbeit. Ähnliches trifft auf die großen, von traditionellen Formen bestimmten Pfarreien zu, in denen der tägliche Andrang, die gefüllten Kirchen und das zahlenmäßig kaum verminderte sakramentale Leben die Frage nach dem Übergang von der Volkskirche zur Gemeinde- und Überzeugungskirche bislang überdecken. Immerhin finden sich besonders unter den jüngeren Priestern auch dort viele Fragende. Wer zudem noch die Pastoralzeitschriften liest, befindet sich nicht nur in einer gewissen Unruhe, er ist sich auch der Hintergründe seines eigenen Fragens bewußt geworden. Nicht zuletzt verfolgt der junge Theologe und Priesterkandidat die Entwicklung, weil er notwendigerweise schärfer die Aussichten seiner künftigen Stellung und Lebensaufgabe prüft.

Wollte man die Ursachen für das vielfältige Fragen nach dem, was der Priester ist, wie er morgen und übermorgen aussehen und wirken soll, aufzeigen, so müßte man eine Überfülle von Momenten nennen, nämlich alles, was mit der Kirche und ihrem Heildienst in dieser Zeit zusammenhängt, darunter die Frage nach der Gemeinde und ihrer Verfassung, nach der Stellung der Kirche zur Welt, nach der fundamentalen Sinnrichtung des evangelischen Auftrages. Anderes greift nicht so tief. Man fragt nach

den Ursachen für die verschiedenen krisenhaften Erscheinungen im kirchlichen Leben, wie etwa das Ungenügen der gegenwärtigen Seelsorge trotz des ungeminderten Einsatzes so vieler, oder das Nachlassen der Priesterberufe und das Unbehagen vieler Priester an ihrem Dienst und an ihrer Lebensstellung.

Es wäre falsch, die da und dort aufgebrochene Unruhe künstlich zu schüren. Ebensowenig ist es aber auch berechtigt, die Augen zu verschließen. Auch wer bis zur Stunde persönlich von der Diskussion unberührt geblieben ist, wird über kurz oder lang mit ihren Anliegen konfrontiert werden. Darum bedeutet es nicht Probleme hintragen, wo keine sind, wenn wir von dieser Diskussion näher Kenntnis nehmen. Auf uns liegt vielmehr der Zwang und die Verpflichtung, wohlunterrichtet zu sein und für unser eigenes priesterliches Verständnis Stellung bezogen zu haben, damit wir nicht eines Tages von Problemen überfallen werden, die unsere persönliche Existenz anzugreifen drohen.

2. Besondere Schwerpunkte der Diskussion

Es empfiehlt sich, von einigen Autoren auszugehen. Ihre Überlegungen, die hier knapp skizziert werden sollen, überschneiden sich teilweise.

a) Ferdinand Klostermann, „Entmythologisierung des Priesterberufes und der Priesterberufung“⁴. Die eigentliche Ausgangsposition Klostermanns ist nicht eine exegetische, sondern der von der gegenwärtigen Struktur der Seelsorge und von der geringen Priesterzahl bedrohte Heildienst. Unmittelbare Anregung gab ihm die Wiener Untersuchung „Priesterbild und Berufswahlmotive“⁵. Als der „heilige Außenseiter“ (Adolf Holl) entpuppte sich der Priester in der Sicht der befragten höheren Schüler Wiens. Klostermann sieht sich zu dem Aufweis veranlaßt, daß der Priesterberuf entgegen dem neutestamentlichen Befund sakralisiert wurde. Demnach muß gefragt werden: Ist er wirklich eine Berufung eigener Art, völlig verschieden von jedem anderen christlich gelebten Beruf? Wenn nicht, wenn also geschichtliche Einflüsse aus dem Dienstamt der Gemeinde eine Sakralfigur gemacht haben, so ist offenbar eine fundamentale Neubesinnung mit mutigen Konsequenzen nötig, um das Dienstamt in der Kirche sicherzustellen und richtig zu konzipieren für heute und morgen.

b) Osmund Schreuder, „Der professionelle Charakter des geistlichen Amtes“⁶. Als holländischer Franziskaner und Soziologe geht er von der

⁴ Ferdinand Klostermann, *Entmythologisierung des Priesterberufes und der Priesterberufung*, in: *Der Seelsorger* 36 (1966) 10–21.

⁵ Lindner-Lentner-Holl, *Priesterbild und Berufswahlmotive*, Wien 1963.

⁶ Osmund Schreuder, *Der professionelle Charakter des geistlichen Amtes*, in: *Der Seelsorger* 36 (1966) 320–335.

Empirie aus. Anlaß ist auch für ihn der zunehmende Verlust an seelsorglichem Ertrag und die daraus resultierende Existenzproblematik des Priesters. Eine seiner Überlegungen ist folgende: Die Kirche ist eine soziologische Gruppe in der Gesellschaft und wird es bleiben. Als solche braucht sie Funktionsträger. Der Priester ist ein solcher, er hat diese Funktionen zum Beruf. Der bisherige Fehler liegt nun darin, daß er für seine Berufsausübung in heutiger Zeit nicht genügend gerüstet ist. Zwar ist er theologisch ausgebildet, nicht aber zum Fachmann für den seelsorglichen Aufbau der Gemeinde. Dieser Dienst nämlich ist nicht ein einziger, sondern aufgefächert in Spezialaufgaben. Die Konturen des Priesterberufes sind nicht genügend ausgezogen. Man schaut noch immer einfach nur auf die Tatsache, Priester zu sein und als Priester zu leben, nicht aber auf den berufsmäßigen Charakter des Amtes, das als solches vergleichbar ist dem gesellschaftlichen Amt des Arztes, Rechtsanwaltes oder sonstwie freiberuflich Tätigen. Das geistliche Amt hat „professionellen“ Charakter, es ist ein Fachberuf. Auf diesen hin hat die Bildung zum Priester zu erfolgen und in diesem Sinn muß sich der Priester verstehen können. Eine von Schreuder nicht ausgesprochene Konsequenz ist die Abkehr von einem Priestertum, das sich als besondere Berufung im geistlichen Sinne versteht.

c) Jürgen Kuhlmann, „Um ein neues Priesterbild. Überlegungen zum Selbstverständnis des Priesters in der weltlichen Gesellschaft“⁷. Dieser Aufsatz nimmt eine Sonderstellung ein. Sein sehr beachtenswerter Gedanke ist folgender: Sich dem Dienst am Heilswort berufsmäßig zu weihen, begründet nicht einen Berufsstand, sondern den Verzicht auf ein weltlich klar erfaßtes Berufsziel. In diesem Verzicht findet sich theologisch genau das, womit auch die evangelischen Räte zu beschreiben sind. „Die Folgerung ist klar: Priester zu sein ist überhaupt kein Beruf, vielmehr mögliches Herz eines jeden Berufes“⁸. „Seelsorge als vierter evangelischer Rat“, das bedeutet die Ermöglichung zahlloser Formen und Kombinationen, sofern den in der Kirche Verantwortlichen abzubauen gelingt, was aus den juristischen Strukturen zur Schranke für das Wirken des Geistes Gottes wird. – Man wird Kuhlmanns These – sie wurde noch kaum diskutiert, vielleicht weil der Aufsatz beim ersten Lesen nicht unbedingt durchsichtig geschrieben erscheint – eine Gegenposition zur Professionalisierung erkennen dürfen. Beide Positionen stimmen aber in dem Urteil überein, daß die bestehenden institutionellen Formen des Priesterstandes nicht in der bisherigen Weise weiterbestehen können.

⁷ Jürgen Kuhlmann, *Um ein neues Priesterbild. Überlegungen zum Selbstverständnis des Priesters in der weltlichen Gesellschaft*, in: *Geist und Leben* 39 (1966) 425–441.

⁸ A. a. O. 438, das folgende Zitat 433.

d) Frans Haarsma, „Die Wiederherstellung des Prophetischen im Priester“⁹. Der Autor ist Holländer und kann sich darum den von Schreuder repräsentierten Gedanken nicht verschließen. Darum sagt er: „Es gibt hier zwei Möglichkeiten, die einander nicht ausschließen, sondern ergänzen. Betont man den Amtsträger, so ist es notwendig, ihm ein klares ‚Gesicht‘ in der Gesellschaft zu geben, aber dazu ist eine weitere Professionalisierung erforderlich. Fällt jedoch die Betonung auf die Botschaft, die dorthin gelangen muß, wo sie bisher nicht gehört wurde, so drängt sich ein Experiment wie das der Arbeiterpriester auf“¹⁰. . . Sowohl der Prophet wie der Priester kennt und versteht sich als den Mann Gottes. Für den Priester ist das Amt eine gleichbleibende und objektive Gegebenheit, die in der Weihe begründet ist, für den Propheten ist es eine Lebensgestaltung, die samt ihren Höhen und Tiefen Intensitätsänderung aufweist und die besonders davon abhängt, in welchem Ausmaß man an ihn appelliert“. In seinem Aufsatz – weniger wohl in einem persönlichen Gespräch über diese Frage – setzt er sich dafür ein, die Spannung zwischen dem Priester und dem Propheten im Priester fruchtbar zu bewältigen. „Das ist ein notwendiges Risiko, wenn wir zu einem prophetischen Priester zurückfinden wollen.“

e) Georg Hanseman, „Wandel im Verständnis der Seelsorge“, und Leonhard M. Weber, „Gedanken zum Lebensstil der jungen Priester“¹¹. Es handelt sich um Bestandsaufnahmen in je eigener Art, wobei Hanseman mehr auf das Morgen (wohl in der Richtung Klostermanns), Weber auf die Bewältigung des Heute ausgeht. Beachtenswert in unserem Zusammenhang ist vor allem, was beide unabhängig voneinander feststellen. Weber: „Wird sie (die Frage nach dem Beruf) von der Pastoral nicht beantwortet, so zeigt sich, daß der junge Priester (meist ohne sich dessen voll bewußt zu sein) gerne noch einen anderen Beruf haben möchte, der in irgendeiner Weise den Berufsformen seiner akademischen Kollegen ähnelt. Zuweilen ist er nicht nur bestrebt, es diesen gleichzutun, sondern den Beruf, so wie ihn diese erfahren und erleben, auch formal zu kopieren und in sein Aufgabengebiet hinüberzunehmen. Von derartigen Tendenzen her ist das moderne Schlagwort, der Priester sei soziologisch gesehen ‚ein Mann ohne Beruf‘, ernst zu nehmen, zumal in ihm die alte

⁹ Frans Haarsma, *Die Wiederherstellung des Prophetischen im Priester*, in: *Der Seelsorger* 36 (1966) 392–397; das folgende Zitat 396.

¹⁰ Die französischen Arbeiterpriester verstehen sich allerdings nicht in diesem Sinne „missionarisch“; ihr grundlegender Ausgangspunkt ist die Solidarität des *prêtre présent* mit den Menschen (Anm. des Vf.)

¹¹ Georg Hanseman, *Wandel im Verständnis der Seelsorge*, in: *Der Seelsorger* 37 (1967) 233–239; Leonhard M. Weber, *Gedanken zum Lebensstil des jungen Priesters*, ebd. 240 bis 248.

Einsicht liegt, die bereits Paulus deutlich umschrieben hat¹². Hansemann berichtet: „Auf einer Seelsorgertagung von Jugendseelsorgern, lauter sehr aktiven, hochstehenden Leuten, wurde unter anderem auch die Frage behandelt: wann bekommen wir Kapläne den zweiten freien Wochentag. Da wird das Priestertum gesehen als ein Beruf unter vielen anderen Berufen. Der Priester macht seinen Beruf nicht schlecht, er ist mit dem Herzen dabei. Aber der Beruf ist nichts, was ihn persönlich im Innersten ergriffen hat. Daran merkt man nun, wie sehr diese Frage: ist Priestertum eine personale Beziehung zu Christus oder nicht, die ganze Problematik priesterlicher Persönlichkeit bestimmt“¹³. Hansemann vergleicht damit, was seiner Generation in den Kaplansjahren als Ideal galt: Tag und Nacht im Dienst sein. Hinsichtlich des beruflichen Verständnisses stellt er fest: „Man wußte gestern genau, was man soll, und man weiß es heute nicht“. Die mehrmals von ihm aufgeworfene Alternativfrage: „Ist Priestertum, Seelsorgertum eine religiöse Kategorie oder nur eine kirchliche Funktion?“ scheint bei ihm wohl zugunsten der reinen Funktion entschieden zu sein.

3. Theoretische Diskussion und faktische Unsicherheit

Wer näheren Einblick hat, wird den repräsentativen Charakter der angeführten Beiträge, auch wenn sie nur der allgemein zugänglichen Zeitschriftenliteratur entnommen sind, bestätigen. Sie bieten einen Überblick über das gegenwärtige Stadium der Diskussion. Es zeigt sich, daß es um nichts weniger als um den Priester selbst geht, nicht nur um diese oder jene Seite seiner Sendung und Stellung. Selbst wenn eine Einzelfrage zunächst den Anstoß gegeben haben mag, bewegt sich die Diskussion um die grundsätzliche Frage, wie der Priester in der Kirche zu verstehen sei. Erst schlußfolgernd stößt man dann jeweils wieder auf die mehr praktischen Einzelpunkte, so etwa auf die Frage, wie die Kirche in der Zölibatsfrage verfahren soll, ob der part-time Priester einzuführen sei, der außer seinem priesterlichen Auftrag noch einen anderen beruflichen Boden hat, welche Spezialausbildung für den professionellen Amtsträger nötig sei, ob es eine spezifische priesterliche Spiritualität gebe, die sich von der des Christen im Laientum unterscheidet, ob Verpflichtung zum Brevier dem Priester in der Welt angemessen und die Forderung einer standesgemäßen geistlichen Kleidung vertretbar seien. Wer oberflächlich hinhört, wird nur diese oder jene Forderung registrieren, ihr Beifall spenden oder von ihr schockiert sein. In Wirklichkeit handelt es sich um eine tiefgreifende Aus-

¹² A. a. O. 243. In den Anmerkungen wird verwiesen auf 1 Thess 2, 9; 2 Thess 3, 7–9; Apg 18, 3; 1 Kor 4, 12; ferner gegenteilig Phil 4, 10; 14–16; 2 Kor 11, 8–9.

¹³ A. a. O. 236; die folgenden Zitate 237 und 238.

einandersetzung um das priesterliche Amt in der Kirche, die offenbar gerade unserer Zeit aufgegeben ist. Die Fragen um den Priester und seinen Dienst liegen der Diskussion voraus, und es hieße darum die Wirklichkeit auf den Kopf stellen, wollte man die Diskussion und ihre Initiatoren für die Problemlage verantwortlich machen. Allerdings wird durch die Diskussion nicht nur die teilweise noch verdeckte Problematik zutage gefördert, sie wird auch beschleunigt und einer Krisis zugeführt. Darum ist damit zu rechnen, daß, wer Priester ist, und auch, wer es werden will, in ein Stadium erhöhter Unsicherheit gerät, zumal wenn sich normale menschliche Schwierigkeiten, etwa das Generationsproblem, oder die Schwierigkeit, die Grenzen des eigenen Lebens anzunehmen, mit den Fragen um den Priesterberuf verbünden. Im Einzelfall ist es dann kaum möglich, die verschiedenen Wurzeln für eine priesterliche Existenzkrise bloßzulegen. Der Betroffene selbst ist zu einem klaren Urteil nicht mehr fähig und wird leicht geneigt sein, unbewältigte Probleme seines Menschseins oder seines Glaubenslebens dem in Frage stehenden priesterlichen Lebensberuf zuzuschreiben. Ebenso kann der umgekehrte Fall vorliegen, daß nämlich ein Priester den Verlust früherer Selbstverständlichkeiten seiner Stellung und seines Lebensberufes erfährt und deshalb in eine Lebenskrise fällt. Daß der Priester auf der Suche nach seinem Bilde ist (Piet Fransen), wird niemand ernsthaft bestreiten können, selbst wenn er die bestehende Diskussion nicht einmal vom Hörensagen kennt.

Nun ist aber die Konsequenz der faktischen Unsicherheit unter den Priestern, sei sie eingestanden oder bestritten, ziemlich offenkundig: Die Verkündigung des Priesterberufes erweist sich als enorm erschwert. Manches von dem, was auf diesem Sektor gegenwärtig geschieht, ist antiquiert und deshalb erfolglos, anderes ist von einer verständlichen Rat- und Hilflosigkeit gekennzeichnet. Ähnliches gilt von der Priesterbildung. Sie stößt fast täglich auf neue, vor wenigen Jahren noch unbekannte Schwierigkeiten und ist in ihrer bestehenden Form trotz aller eingeführten Veränderungen heftigem Widerspruch ausgesetzt, ja sie steht in der großen Gefahr, auf weite Strecken konzeptionslos zu werden. Bei denen, die bereits Priester sind, findet sich ein weitverbreitetes Unbehagen, das sich oft an Details, an der Seelsorge oder an dem Verhalten der kirchlichen Obrigkeit, anrankt, letztlich aber ein Ausfluß der Unsicherheit des priesterlichen Selbstverständnisses darstellt.

Dieser Zustand ist der Diözesankirche wie dem einzelnen Priester in höchstem Maße unzutraglich. Wir sind zu seiner Bewältigung verpflichtet. Wie könnte und müßte sie wohl in dieser Stunde aussehen? Gewiß ist sie an einige Bedingungen geknüpft. Weder haben wir uns von der Einsicht in den notwendigen Wandel des priesterlichen Standortes in Kirche und

Gesellschaft oder von kühnen Zukunftsentwürfen irritieren zu lassen, noch dürfen wir uns ängstlich oder überheblich gegen neue Überlegungen sperren, nur weil sie unseren Denk- und Lebensgewohnheiten zuwiderlaufen. Weiterhin gibt es keinen Grund, die Glaubenslehre über das geweihte Priestertum, zu der sich die Kirche erneut und ausdrücklich auf dem letzten Konzil bekannt hat, in Frage zu stellen, auch wenn in den theologischen Formulierungen vieler Jahrhunderte sehr wohl zeitgeschichtliche Akzentuierungen oder Lücken in der theologischen Gesamtschau nachzuweisen sind. Diese Glaubenslehre besitzt sicherlich einen geringeren Umfang an definitiver Aussage und eine größere Spielbreite für weitere Ausformung, als es lange Zeit hindurch den Anschein hatte, aber sie ist wiederum nicht so relativ, wie pointierte Diskussionsbeiträge bisweilen meinen. Der Fairneß halber muß hier angemerkt werden, daß auch ein Beitrag zur Diskussion nicht anders genommen werden darf denn das, was er sein will.

Den aufgeworfenen Fragen im einzelnen nachzugehen, würde verlangen, gleichfalls einen Diskussionsbeitrag zu verfassen. Darauf muß jedoch wegen der ausschließlich aktuell-pastoralen Zielsetzung unserer Überlegungen verzichtet werden. Es scheint sogar, daß grundsätzlich die aufgegebene Bewältigung nicht primär in Diskussionen und theoretischen Auseinandersetzungen, sondern in der persönlichen Stellungnahme, in Entscheidungen für das eigene Leben zu suchen ist. Dazu will der folgende zweite Teil einiges zu bedenken geben.

II.

In der Form einer Losung könnte der Auftrag an den Priester heute lauten: „Als Priester bestehen auch in der Zeit der Diskussion um den Priester!“ An dieser Stelle ist sogleich einem Fehlschluß vorzubeugen. Unsere Formulierung darf nicht als ein rein pragmatisches Hilfsangebot verstanden werden, so als müsse dem Priester um seiner personalen Selbsterhaltung willen eine Rechtfertigung an die Hand gegeben werden, die insgeheim doch nur als ideologischer Überbau für die objektiv fragwürdig gewordene Existenz zu bezeichnen wäre. Nicht die Rücksicht auf die nun einmal als Priester lebenden Menschen, sondern die Pflicht, die Wahrheit nicht aus dem Auge zu verlieren, führt uns an diese Aufgabe heran. Die Wahrheit ist jedoch in unserem Zusammenhang nicht ablösbar von dem Leben, in das sie hineinverwirklicht ist und dem sie Begründung verleiht. Eben darum wählen wir den direkten Weg und fragen nach Fundament, Krise und Zukunft des eigenen priesterlichen Lebens und der eigenen Lebensberufung. Nur am Rande streifen wir die eigentliche Diskussion, insofern sie nämlich in spezieller Weise das Selbstverständnis des Priesters bedroht

und von dem, was heute zu tun ist, ablenkt. Völlig außer Betracht bleiben die meist auf publikumswirksamer Ebene vorgebrachten Meinungen jener, die – tatsächlich inkompetent und nicht unter den zitierten Autoren zu suchen – für die Kirche gewissermaßen einen Punkt Null zum Eintritt in ihr säkularisiertes Zeitalter setzen möchten und ungewollt oder in versteckter Einladung dem Priester den Bruch mit seiner gegenwärtigen Existenz nahelegen.

1. Vertieftes priesterliches Selbstverständnis

Mehr als ein Jahrhundert lang gab man sich kaum darüber Rechenschaft, daß die herrschende Konzeption vom Priester, seinem Dienst und seiner Lebensform, *eine* mögliche unter anderen ist. Daher löste das Experiment der Arbeiterpriester in den fünfziger Jahren eine Krise aus. Für die geschichtliche Relativität der Priestergestalt war man merkwürdig blind geworden. Man meinte, die immer gültige Form des Priesters zu besitzen, und fand sie auf eine Weise, die uns heute nicht mehr überzeugt, im Neuen Testament, aus dem man unkompliziert einzelne Stellen herauszog, allenthalben bestätigt. Dies war so unreflektiert nur möglich, weil die soziologische Situation keine andere Perspektive auf das Priestertum freigab. Abweichungen im praktischen Leben einzelner Priester änderten an dieser Selbstverständlichkeit nichts. Die geschichtliche Relativität wird heute jedoch im gleichen Maße offenbar, als die Exegese dem herkömmlichen Schriftbeweis der Dogmatik ein Ende bereitet und die Soziologie den gesellschaftlichen Einfluß im Laufe der Geschichte auf die institutionellen Formen der Kirche aufzuzeigen vermag. So zeichnet sich heute – noch nicht so sehr in Veröffentlichungen, wohl aber in Vorträgen und bei Konferenzen – geradezu ein Pendelschlag nach der entgegengesetzten Seite ab: Ein Wesentliches, das sich durch die verschiedenen geschichtlichen Ausprägungen des Weihepriestertums hindurchzog, will man nicht mehr finden. Es gibt seit einiger Zeit auch im katholischen Raum exegetische Stimmen, die den neutestamentlichen Befund über das Weihepriestertum, wie ihn etwa Karl Hermann Schelkle in einem kleinen Werk 1957 erstmals darstellte¹⁴, für rundweg überholt halten und den faktischen und theologischen Ursprung des Priestertums ausschließlich in eine späte, nachapostolische Periode verlegen. Daß die Gestaltungskraft der Kirche maßgeblich für die Entwicklungsgeschichte des geweihten Amtes in der Kirche verantwortlich ist¹⁵ und daß darin von Anfang an in hohem Maße soziologische Verhältnisse einen Einfluß ausübten, wird niemand bestreiten. Daß diesem

¹⁴ Karl Hermann Schelkle, *Jüngerschaft und Apostelamt*, Freiburg 1965.

¹⁵ Vgl. Piet Fransen, Artikel: „Priestertum“, in: *Handbuch theologischer Grundbegriffe*, München 1962, Bd. II 340–350.

Vorgehen aber jegliches neutestamentliche Fundament fehlte, kann wohl nicht mehr mit Berufung auf die exegetische Forschung behauptet werden, weil diese hierbei notwendig überfordert ist und auf ein bestimmtes, vorausliegendes Schriftverständnis zurückgreifen muß. Hier scheiden sich nun einmal die Geister.

Mehr als die Generationen vor uns begreifen wir heute die Kirche als eingebettet in die Geschichte. Das besagt einmal, daß ihre Institutionen, zu denen auch die konkrete Gestalt des priesterlichen Amtes und bis zu einem gewissen Grade auch die jeweiligen theologischen Begründungen für diese Institutionen gehören, durchaus relativ sind. Wenn man sich im mittelalterlichen Ständestaat über den „Standort“ des Priesters theologisch Gedanken machte, richtete sich naturgemäß das Interesse darauf, das standbildende Charakteristikum des Priesters aufzuzeigen. Infolge der universalen kirchlich-klerikalen Kultur trat zudem das missionarische Element in der priesterlichen Sendung zurück, dem Priester fiel die Rolle des Kultdieners und -trägers zu, und seine theologische Einordnung erfolgte nahezu allein aus dieser Sicht. Es ist legitim und notwendig, die geschichtlich bedingten Einseitigkeiten zu erhellen (sie nicht einfach negativ zu bewerten, gehört zum geschichtlichen Denken!). Die eigentliche Schwierigkeit liegt für uns darin, das bleibende Wesen des neutestamentlichen Priestertums, das sich uns in immer neuem Gesicht zeigt, auf eine knappe theologische Formel zu bringen. Wenn wir uns das, weil wir weder zu viel noch zu wenig sagen wollen, heute nicht mehr so leicht zutrauen wie vor zwanzig oder hundert Jahren, muß dies kein Nachteil sein. Könnte die notwendige Bescheidung nicht gerade jene Offenheit bewirken, die der Geist Gottes braucht, um dem Priestertum in einer neuen Epoche der Kirche ein neues Gesicht zu geben? Dann liegt es an uns, die Zeit des Neuwerdens gläubig durchzuhalten. Nicht dürfen wir jedoch an der falschen Stelle zu relativieren beginnen.

Aus der Geschichtlichkeit der Kirche folgt ein zweites. Die je jetzige Gestalt der Kirche ist selber ein theologisches Faktum. Eben deswegen besitzt die Kirche immer konkrete Formen und Institutionen, die verbindlich sind. Praktisch heißt das: Wer heute Priester wird, muß sich an den Gegebenheiten seiner Diözesankirche, die ihm die Priesterweihe erteilt und die Linien seines Dienstes vorzeichnet, ausrichten. Das ist nicht nur eine Frage des gesunden Realismus, es handelt sich auch um die Anerkennung der Kirche als inkarnierter Wirklichkeit. Niemand kann sich daher zur Priesterweihe stellen und gleichzeitig das von der diözesanen oder universalen Kirche hier und jetzt vertretene Priesterverständnis verneinen. Es ist keinem Christen verwehrt, sich seine eigenen Gedanken über die bestmögliche Form des kirchlichen Amtes zu machen. Erwiese sich seine Vorstellung

jedoch als unvereinbar mit der Vorstellung der aktuellen Kirche, so müßte er um des Gewissens willen auf die Priesterweihe verzichten. Wenn die Kirche in dieser Stunde ihrer Geschichte das Priestertum gerade so versteht und an bestimmte Bedingungen knüpft, so ist das gültig, auch wenn andere Zeiten eine davon abweichende Gestalt des priesterlichen Amtes hervorbringen.

Für den, der zum Priester geweiht ist, bedeutet eben dieses Ereignis eine grundlegende Bestimmung seiner Existenz. Es begründet die Unvertauschbarkeit des Lebensberufes, die Zugehörigkeit zum Presbyterium, die Gehorsamsbindung an den Bischof, die Pflicht zum ehelosen Leben um des Himmelreiches willen, die Sendung und Vollmacht zu bestimmten Diensten und eine daran orientierte Gestaltung auch seines privaten Lebens. Diese Daten sind nicht einfachhin unveränderlich. Würden sie von der Kirche abgewandelt, beträfe das nicht den von Jesus Christus ihr eingestifteten Lebensvollzug, daß sie einige ihrer Glieder sakramental zu spezifischen heilsmittlerischen Diensten bevollmächtigt und ihr Leben dafür in Anspruch nimmt. Darum schließen diese Daten nicht eine in Zukunft möglicherweise noch anders umschriebene Form des geweihten Amtes in der Kirche aus. Wandelbar sein bedeutet aber keineswegs, nicht in vollem Umfang zu gelten. Wir nehmen für unsere Überlegung einmal an, die Kirche sähe sich veranlaßt, die traditionelle Priestergestalt durch einen Amtsträger zu erweitern, der seinen Dienst ausschließlich nur als einen Beruf unter anderen christlichen Berufen, also gänzlich professionell, wahrnimmt und sich im privaten Leben durch nichts von dem nicht-geweihten Christen unterscheidet. Die reale Möglichkeit einer solchen Konzeption vom Priester ist nicht zu bestreiten. Doch das so entworfene Zukunftsbild kann an der Verbindlichkeit des der Kirche heute eigenen Priesterverständnisses nichts ändern. Man kann den Gedanken fortsetzen. Wenn eine solchermaßen abgewandelte Form infolge des Mangels an Presbytern, dem auf die Dauer wohl nicht allein durch den Diakonat verheirateter Männer zu begegnen ist, tatsächlich eingeführt werden sollte, so änderte dies nicht das Leben dessen, der es nach der „alten Regel“ angetreten hat. Gerade weil diese Regel – die reife Übernahme vorausgesetzt – ihrer Intention nach zuinnerst in die persönliche Existenz einging und nur so übernommen werden konnte, ist sie nicht abzulegen wie ein Kleid. Zur Begründung braucht nicht die seinsmäßige Prägung durch die sakramentale Weihe bemüht zu werden, die ohnehin kein Hindernis für eine andere Lebensform darstellt. Entscheidend ist vielmehr der einstige Lebensentwurf, der nach konsequenter Verwirklichung verlangt. Ob diese in einem Einzelfall sich als undurchführbar herausstellen kann, und welche Wege die Kirche beschreiten soll, um unerfüllten Priestern einen Neuanfang ihrer christlichen Exi-

stenz zu ermöglichen, gehört nicht zu unserer Frage. Hier ist vielmehr daran festzuhalten, daß die Kontinuität im einzelnen Priesterleben gewahrt bleiben muß. Sie bezieht sich auf die einmal personal geleisteten Entscheidungen und will sich in ihnen vollenden. Auf die hier angedeutete, letztlich geistliche Besinnung können wir, wenn wir nach einem tragfähigen Selbstverständnis des Priesters von heute Ausschau halten, nicht verzichten.

Überschaut man die ganze Situation des Fragens und Tastens und der Vorstöße, so zeichnen sich zwei weitere Folgerungen ab. Die Kirche, möglicherweise eine regionale Bischofskonferenz oder der Oberhirte einer diözesanen Ortskirche, wird, wissend um die grundsätzliche Wandelbarkeit ihrer Institutionen, eindeutig erklären müssen, daß sie hier und jetzt diesen Priester haben will und keinen anderen. Eine solche verbindliche Erklärung, die wohlbedacht wird sein müssen und deren Konsequenzen zumindest für die Zahl der Priester und die Struktur des amtlichen Seelsorgedienstes nicht zu unterschätzen sind, scheint in Kürze nicht mehr zu umgehen zu sein, wenn die fortschreitende Diskussion nicht zur Auflösung führen soll. Das Bewußtmachen dessen, was für uns heute zu den verbindlichen Daten der priesterlichen Existenz zählt, ist aus einem weiteren Grunde wichtig. Die Tage des Klerus als Stand in der Gesellschaft sind offensichtlich nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche gezählt. Bis in unsere Tage sicherte dieser Stand das priesterliche Selbstverständnis gewissermaßen von außen. Wer aufgrund seines Standes abgehoben ist, übernimmt von selbst die Merkmale der ihm zugewiesenen Rolle. In unserem Falle ist es vor allem die Identifizierung von Leben und Beruf. Es kündigt sich die Notwendigkeit an, dieses totale Ineinssetzen von Leben und beruflichem Auftrag ausschließlich von innen her, d. h. von einem charismatischen Verständnis des Priestertums als Lebensberufung, für das eigene Leben in einem Maße zu begründen, wie es bislang nicht zu geschehen brauchte, weil die zugewiesene Rolle es mehr oder weniger mit sich brachte. Mit dem charismatischen Verständnis ist nichts anderes gemeint als die uns nicht geläufige spezifische Nachfolge, die Karl Rahner mit dem Begriff *Ausheimatung* aus der Welt kennzeichnet. Wir haben den Priesterberuf als Lebensberufung übernommen. Eine solche ist riskant, weil die gesamte Existenz dem Beruf ausgeliefert ist. Umgekehrt ist aber auch der Beruf, weil allein sinngebend für das Leben, an dessen ganze Tiefe und Intensität gebunden. Er wird so zu einer Art prophetischem Beruf, bei dem das Leben zeugnisgebend eingeht und eine unerhörte Geschlossenheit besitzt. Mit diesen Überlegungen ist nur die Richtung aufgezeigt, nach welcher unser Selbstverständnis in der kommenden Zeit sich schärfer wird ausbilden müssen.

2. Kritik des Unbehagens

Man sollte eigentlich zögern, das Wort vom Unbehagen zu gebrauchen. Wir wissen, daß es das fragende, oft unartikulierte Unbehagen gerade der jüngeren Priester an allem, was mit ihrem priesterlichen Leben zusammenhängt, gibt. Um so mehr besteht die Gefahr, daß es durch entsprechende Diskussionen und durch vielfältiges Problematisieren kultiviert wird. Doch wir kommen nicht an einigen nüchternen Feststellungen vorbei. Eine Seelsorge, die trotz redlichen Einsatzes eine negative Bilanz aufweist, ist auf die Dauer von keinem zu verkraften. Ratlosigkeit und eine geheime Resignation sind nicht zu vermeiden. Die Frage nach den Strukturen unserer traditionellen Seelsorge drängt sich mit Macht auf, sofern man nicht bereits kapituliert hat oder in ein betäubendes Managertum geflüchtet ist. Besondere Schwierigkeiten bereitet auch das Verhältnis zur kirchlichen Obrigkeit. Das Problem ist nicht neu, aber in unseren Tagen ist die Empfindlichkeit gegenüber Vorgesetzten, die unbeweglich, wenig zugänglich, nicht kollegial genug scheinen, größer als früher. Dazu kommen die Verfestigungen kanonistischer Art, die die missionarische Anpassung unserer Arbeit an die Erfordernisse „an der Front“ verhindern. Unsere Pastoralzeitschriften liefern dem Priester in der Pfarrseelsorge Monat für Monat neue Gesichtspunkte und vielfache Anstöße, aber sie haben recht wenig Ermutigung für ihn bereit. Was Wunder, wenn bei Zusammenkünften unter Priestern keine sonderlich große Begeisterung an der priesterlichen, pfarrlichen Aufgabe, sondern eher eine gewisse Verstimmtheit aufscheint!

Wir gingen in unseren Ausführungen von der Diskussion um den Priester aus, insofern sie Gefahr läuft, die Existenz des einzelnen Priesters anzugreifen. Doch weshalb besteht die Gefahr? Weil etwa alles problematisch geworden ist? Oder zeigt sich der Priester anfällig aus Gründen, die nicht in der von der Diskussion betroffenen Institution, sondern in seiner eigenen menschlichen und geistlichen Lebenshaltung zu suchen sind? Es dürfte wohl angebracht sein, einmal nicht den rundum diskutierten, sondern den in uns selbst verborgenen Gründen nachzuspüren, um aufzudecken, wieweit möglicherweise unsere eigene Befindlichkeit das Unbehagen erzeugt.

a) *Lebensprobleme*. Es gibt gewiß „berufstypische“ Lebensprobleme, die dem zum Priester geweihten Mann, hätte er einen anderen Lebensweg gewählt, nicht entstünden. Wer in seiner Tätigkeit immer auch seinen eigenen Glauben einbringen und Zeugnis geben muß, wer tagtäglich mit dem Mysterium des neuen Lebens, des göttlichen Erbarmens und der Hoffnung auf die gnadenhafte Vollendung, also mit Dingen, welche unerhört wertvoll und zugleich unweltlich sind, zu tun hat, wer in einem Dienstverhältnis steht, das nicht auf beamtenartige Anstellung, sondern

auf geistliche Beauftragung hinausläuft, wessen Leben des Berufes wegen in die Ehelosigkeit eingetreten ist, die selbst wieder nicht allein aus den Merkmalen der Tätigkeit zu begründen ist, der erfährt naturgemäß viele Fragen des eigenen Lebens intensiver und ist ihrer Problematik stärker ausgesetzt. Eben dies kann bekanntlich Grund dafür sein, daß gelegentlich einem jungen Mann, weil er zu leicht von personalen Problemen mitgenommen wird, zu raten ist, von der Wahl des Priesterberufes zugunsten eines sachbezogenen Berufes abzusehen.

Aber hier ist weder die berufsbedingte noch die durch unkontrollierbares Gefühlsleben verursachte Anfälligkeit für Eigenproblematik gemeint. Es ist im Gegenteil wichtig, daß wir dies alles nicht mit dem verwechseln, was dem Priester einfach deswegen begegnet, weil er Mensch ist wie jeder andere. Wie leicht sind wir geneigt, dem Priesterberuf, der kirchlichen Autorität, der Gemeinde, dem Pfarrhaus, den Mitbrüdern oder der Kirche als ganzer die Schuld für Beschwerden zuzuschieben, die schlicht ihren Grund in unserem Charakter, unseren natürlichen Mängeln und nicht angenommenen Grenzen haben! Brächte uns ein anderer Beruf diese Beschwerden nicht? Vielleicht würden wir sie auch dort der Institution, dem Chef, dem Staat, der auferlegten Arbeitsweise zur Last legen, was bis zu einem gewissen Grade immer auch zuträfe, weil nicht alle Welt ein Maßanzug für unser eigenes Leben ist. Es gibt kein Leben, das sich nicht in äußere Gegebenheiten schicken und sich einordnen müßte. Das wird selbst der Tippelbruder akzeptieren, wenigstens für die Nacht im Obdachlosen asyl. Dürfen wir uns der Meinung hingeben, als Priester werde uns grundsätzlich mehr abgefordert, weil die priesterliche Existenz falsch konzipiert oder das „System“ verformt sei? Der unter keinem Pfarrer „lebensfähige“ Kaplan ist erfahrungsgemäß später selber der Schrecken seiner Kapläne. Und vor wem sich jede Verfügung oder jeder Einspruch eines Vorgesetzten zur Gehorsamsnot auftürmt, dem dürfte mehr rechthaberisches Beharren und Mangel an Einsicht eigen sein, als seinen Mitchristen in der Gemeinde zu ertragen zuzumuten ist.

Man könnte den Katalog der problemschaffenden Eigenheiten fortsetzen und von den Konflikten zwischen den Generationen, von der fast eine Infektionskrankheit unter den Priestern zu nennenden Resignation, von der mangelnden Bereitschaft, zu lernen und auch noch nach der Lebensmitte lang und bewährt Getanes loszulassen, und von vielem anderen reden. Nicht weniger fällt vermißte Lebenserfüllung ins Gewicht. Sie ist ein berufstypisches Problem, insofern der Priester begreifen muß: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“ (Jo 15, 5), und sie ist es auch wegen der Lebensschmälerung durch die Ehelosigkeit. Aber sie ist ebenso ein allgemein menschliches Problem. So muß selbst der Talentiertest eines Tages

einsehen, daß seinen Plänen Grenzen gezogen sind. Und auch wer zu einer glücklichen Ehe fand – was nicht selbstverständlich ist –, kommt seinerseits an mancher realistischen Bescheidung in seinem Leben nicht vorbei. Wahrscheinlich gibt es in unserm priesterlichen Leben unvergleichlich weniger eigentliche Konflikte mit dem Priestersein als solche mit dem eigenen Menschsein. Nur werden letztere, so scheint es, lieber nach außen auf die Verhältnisse projiziert als persönlich aufgearbeitet. Man könnte sich denken, daß eine Diözese einen „Betriebspsychologen“ einstellte, der dem einzelnen zu helfen hätte, seine Konflikte aufzuarbeiten. Aber gibt es nicht einen einfacheren Weg, der mühsame individuelle Analysen überflüssig macht? Vielleicht fehlt uns, sei es im Gespräch, in der geistlichen Beratung oder in der Lektüre, für heute das, was einst die alten Aszetikbücher hergaben, indem sie – was uns meist zu schablonisiert und kasuistisch scheinen will – systematisch die Tugenden durchbehandelten und zur Selbsterziehung anleiteten. Nicht alles läßt sich aufarbeiten und beiseiteschaffen. Manche Konflikte bleiben, wir müssen mit ihnen leben. Doch hier könnte man fragen: Halten wir uns und die anderen mannhaft aus? Haben wir Humor, den heilenden Humor des reifen Menschen und des Heiligen? Arbeiten wir an unseren Eigenheiten und bringen wir sie genügend in Ansatz, wenn wir die Bilanz unserer Enttäuschungen überschlagen?

b) *Halber Glaube*. Ein Leben mit Kompromissen ist nur in einer Hinsicht bequem, in anderer ist es höchst aufreibend wie immer, wenn man mehreren Herren gleichzeitig dienen will. Daß wir im Bereich des Glaubens zu Kompromissen neigen, ist nicht verwunderlich, doch oft genug gestehen wir es uns nicht ein. Das bedeutsame Wort vom angefochtenen Glauben, welches gerade das wahrhaft glaubende und liebende Sich-Einlassen des je einzelnen auf das Wort Christi betonen will, kann man völlig mißbrauchen, indem man es zum Deckmantel für die eigenen Kompromisse macht. Bislang mochte es wichtig gewesen sein, die mehr auf überkommene Geisteshaltung denn auf persönliches Wagnis gestützte Glaubenssicherheit aufzubrechen. Heute, da vor allem die jüngere Priester-generation jenen fraglosen Glaubensbesitz nicht mehr kennt, dürfte es auf die Einsicht ankommen, daß wir mehr Sicherheit im Glauben brauchen, jene nämlich, die allein durch den Grundakt der wagemutigen Auslieferung an den verborgenen Gott und seinen Christus erlangt wird. Aus seelsorglichen Einzelgesprächen mit glaubensunfähigen Menschen weiß der Priester nur zu gut, daß das Zum-Glauben-Kommen nicht von der Umorientierung des Lebens zu trennen ist. Dieses Gesetz gilt nicht nur für den Anfang des Glaubens, es begleitet den Glaubensweg das ganze Leben hindurch. Was inhaltlich damit gemeint ist, läßt sich nur schwer beschreiben. An einem wohl kaum auf jeden zugeschnittenen Beispiel sei es

versucht: Das Gefühl für die persönliche Sünde befindet sich in einem Wandel. Es löst sich von Formeln. Die soziale Dimension unseres sittlichen Handelns wird uns schärfer bewußt. Die Beichthäufigkeit vermindert sich. So weit, so gut. Als Gefahr zeichnet sich ab, daß uns die Sünde möglicherweise nur mehr als ein zwischenmenschliches, innerweltliches Versagen erscheint. Der Glaube an den Menschen, der uns zu verzeihen hat, ersetzt den Glauben an den liebenden Vater-Gott. Allein, nur dieser Glaube erlöst. Das stellt uns die Frage, ob wir, eines verkehrten Handelns inne geworden, es mit der Korrektur der mitmenschlichen Bezüge genug sein lassen oder bewußt und ausdrücklich als Sünder uns Gott unterstellen. Lassen wir uns von Gott, weil er ein personaler Gott, nicht Idee oder Postulat ist, anschauen in der Gewissenserforschung und im sakramentalen Bußakt? Es gibt viele Weisen der Sündenvergebung in Christus, aber nur wenn wir sie uns transparent werden lassen für den Anspruch und das gnädige Handeln des heiligen und erbarmungsmächtigen Gottes, erschließen wir uns seinem personalen Du. Und eben nur darin überwinden wir das Halbe in unserem Glauben (*fides qua*).

Unsere Aufmerksamkeit muß weiterhin dem ungeschmälernten Glaubensinhalt gelten (*fides quae*), denn auch da belasten Kompromisse unsere priesterliche Existenz. Einerseits müssen wir aufgeschlossen für neue Fragestellungen und Denkansätze sein, müssen mitsuchen, die Geheimnisse unseres Glaubens neu ins Wort zu bringen, in jenes Wort, das dem heutigen Selbst- und Daseinsverständnis angemessen ist. Wir müssen die Glaubensnot unserer Tage teilen, dürfen aber nirgendwo unter dem Eindruck von „Neuinterpretationen“ den katholischen kirchlichen Glauben verkürzen. Unser Glaube bleibt, wie Karl Rahner betont, kirchlicher Glaube, und die Kirche hat ihren bleibenden Glauben auch in der Zeit, in der sich Akzente verlagern und eine neue Sprache notwendig wird. In seinem hilfreichen Aufsatz „Der Glaube des Priesters heute“ hat Rahner nachdrücklich darauf hingewiesen, daß wir es in erhöhtem Maße nötig haben, Beter zu sein, damit wir Glaubende sein können¹⁶.

c) *Krise im geistlichen Leben*. Schon vor fünfzehn Jahren konnten sich, als man in einem damals spontan sich bildenden Priesterkreis auf die „Betrachtung“ zu sprechen kam, zwei Generationen nicht mehr verstehen. Man sprach von „Meßbetrachtung“ und meinte bei den einen Betrachtungsstoff aus der Liturgie und bei den anderen die meditativ gestaltete Eucharistiefeier. Inzwischen hat sich das persönliche Frömmigkeitsleben vieler jüngerer Priester noch mehr von den herkömmlichen Formen der geistlichen Übungen entfernt, nicht nur aus Bequemlichkeit und Minimalismus, sondern weit mehr aus der grundsätzlichen Verlagerung der

¹⁶ Karl Rahner, *Der Glaube des Priesters heute*, in: Geist und Leben 40 (1967) 269–285.

Schwerpunkte im geistlichen Leben überhaupt von den mehr additiven geistlichen Übungen auf die „formlosen“ Vollzüge des Geistlichen in Reflexionen, Gesprächen und kurzen Orientierungen. Leider sind diese Dinge noch nicht genügend in den Griff genommen. Das notwendige Schweigen, die Stille, droht zu verschwinden. Dann wird auch die an sich verdichtete Eucharistiefeier geistlich ausgehöhlt und das Wort der Schrift seines Lebens beraubt.

Erst wenn die „Zeit des Hörens“ ihren unaufgebbaren Ort im priesterlichen Tag erhält, braucht es uns nicht zu kümmern, wenn das Gebetswort äußerlich reduziert erscheint, wenn das Du-Sagen zu Gott weniger rasch und selbstverständlich, dafür aber die Ahnung für das Wirken des Geistes Gottes in unserem Bedenken und Bereden stärker ist. Noch hat es den Anschein, daß allein die Verminderung das Feld beherrscht. Ist es glaubwürdig, wenn im offenen Brief eines Theologen¹⁷ von der Liebe zu Gottes Wort die Rede ist, aus dessen Lektüre man intensiv geistlich lebe, wenn es zuvor heißt: „Du hast Dich auch über unsere Spiritualität oder (wie Du sagst) das Frömmigkeitsleben der jungen Theologen und Seminaristen entsetzt. Gewiß, und ich gebe mit ehrlichem und gutem Gewissen zu: Wir beten keine Rosenkränze (mehr); wir gewinnen keine Ablassse; wir legen uns keine zusätzlichen ‚frommen‘ Übungen auf (das Leben ist ja schon selbst schwer genug!); wir lesen das Brevier nicht mehr (einige lesen wohl noch Teile davon); wir beichten selten, und es ergeht uns auf diesem Gebiet genauso wie unseren Gläubigen; wir betrachten nicht so, wie man uns im Seminar gelehrt hat. Wir sind ja keine unbeschuhten Karmeliter, und schon gar nicht spekulierende Wüstenmönche!“? Warum er nicht hinzufügt: „Wir feiern nicht mehr täglich Eucharistie, weil man solches Mahl nur einmal in der Woche richtig vollziehen kann“, ist unerfindlich, denn es läge in der gleichen Richtung. Stutzig machen nicht die angeführten Daten, verblüffend ist die Sicherheit und Überheblichkeit, die aus diesen Zeilen spricht. Mit solcher Haltung gibt es schwerlich ein Weiterkommen.

d) *Diskutierter Zölibat*. Was diskutiert wird, neigt auch immer dazu, relativiert zu werden. Und wer gedanklich dieser Relativierung Raum gibt, braucht sich über den Schwund seiner einstigen, nach Weiterreife verlangenden Motive nicht zu wundern. Es müssen nicht sogleich reale Schwierigkeiten erwachsen, aber die Kraftquelle, die in diesem fortwährenden Stachel in unserem Leben ruht, versiegt, und der Antrieb artet zum Gegenteil aus. Karl Rahner trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in seinem offenen Brief¹⁸ zur Zölibatsdiskussion bemerkt: „Wir sollten, das ist meine Überzeugung, bei dieser Frage nicht im Abstrakten bleiben,

¹⁷ Was wollen die „modernen“ Theologen? in: Orientierung 31 (1967), 246–247; spricht hier ein Student oder ein Priester?

sondern – jeder für sich – nach dem *eigenen* Zölibat fragen, den „*je ich*“ schon übernommen habe“. Mag dieser Brief, wie zu vernehmen ist, nicht imstande gewesen sein, Priestern, die bereits tief in einer Zölibatskrise steckten, zu helfen, so mindert das nicht seine große Bedeutung für uns, weil er uns auf eben dies bezwingend hinlenkt: Es geht um meinen Zölibat, um meine immer neue Motivation aus dem Glauben, um meine eigene Absage an irgendwelche Spielerei mit theoretischen oder realen Möglichkeiten, deren ich mich einst frei und wissend „um des Himmelreiches willen“ begeben habe. An keinem anderen Punkt als an diesem muß die Bewältigung einsetzen, wenn es der diskutierte Zölibat ist, welcher Unbehagen in unsere priesterliche Existenz hineinträgt. Statt sich mit der Überlegung herumzuschlagen, ob man sich ehemals unter dem Zielbild des Priestertums die Berufung zum Zölibat mehr oder weniger nur eingeredet habe, wie es in einer Entgegnung auf Rahners offenen Brief heißt¹⁸, sollten wir aus einer gelegentlichen Krise oder aus einem lange dauernden Ringen zur Reife emporwachsen. Geht es etwa bei anderen Gaben und Berufungen anders? Kann man von einem Charisma nur reden, wenn es einen Menschen spontan mitreißt?

e) *Flucht in die Betriebsamkeit*. Die Warnung Pius' XII. vor der Häresie der Aktion behält ihre Gültigkeit. Sie bezieht sich vor allem auf die Zurücksetzung des innerlichen Lebens zugunsten der äußeren Aktivität. Man muß wohl einen weiteren Gesichtspunkt hinzufügen. Eine Unrast, die nicht einmal in pausenlosem äußeren Einsatz besteht, sondern eher als eine Art unproduktiver Nervosität zu bezeichnen ist, scheint auf weite Strecken das priesterliche Tagewerk zu bestimmen.

Die aufs Ganze geschene fehlende Konzeption der Seelsorge hat in den letzten Jahren den Katalog der Dinge, die alle in der Seelsorge zusätzlich zum Hergebrachten getan werden müßten, ungeheuer aufgebläht. In umgekehrtem Verhältnis zu dem, was angeregt, vorgeschlagen und gefordert wird, steht offensichtlich der Erfolg der einzelnen Maßnahmen. Der Seelsorger läuft gewissermaßen atemlos hinterher und muß ständig feststellen, daß ihm der Griff ins Zentrum nicht gelingt. Von den Pfarrern sagt man, daß viele die Flucht ins Bauen, zumindest ins Umbauen, antreten. Es kommt dann wenigstens etwas Greifbares heraus, das sogar im Nekrolog einmal Erwähnung finden wird. An der Einsicht, daß die Seelsorge grundsätzlich wie ein Faß ohne Boden ist und die Früchte priesterlichen Schaffens letztlich nur dem bekannt sind, „der ins Verborgene sieht“, kommt

¹⁸ Karl Rahner, *Der Zölibat des Weltpriesters im gegenwärtigen Gespräch*, in: Geist und Leben 40 (1967) 124–138; das folgende Zitat 129.

¹⁹ Paul Weiß, „*Zölibat des Weltpriesters im heutigen Gespräch*“, in: Der Seelsorger 37 (1967) 5, 352–354.

kein Priester vorbei. Um so mehr sind wir genötigt, unsere Arbeit wesentlich zu machen. Was es heißt, sie aus der Mitte heraus zu gestalten, läßt sich, will man nicht sogleich wieder Patentrezepte ausgeben, die keine sind und morgen schon an den Realitäten scheitern, nicht mit wenigen Strichen skizzieren. Wichtiger als neue Vorschläge sind Hinweise auf die notwendige Haltung. Nicht mit „ganz neuen Methoden“ oder mit einer möglichst über Nacht herbeigeführten totalen Änderung der Seelsorgestruktur werden die Schwierigkeiten der Unrast und Nervosität behoben. In uns selbst müssen wir zuerst und trotz allem den Ansatz dafür suchen, zentriert und ohne fruchtlosen Verschleiß zu arbeiten. Wirkliche Gelassenheit ist weit entfernt von Trägheit, von Mangel an Ideen und Initiative. Sie ist letztlich ein Moment unseres Glaubens. Der Priester in der Seelsorge braucht den Mut, Dinge sein zu lassen, die er „eigentlich“ auch noch tun müßte. Aus bedachtem, verantwortlichem Verzichten-Können muß er in Kauf nehmen, daß ihm Gruppeninteressenten, vielleicht mit dem Hinweis auf andere Priester, bei denen man übersieht, daß auch sie nur mit Wasser kochen oder doch nur Betrieb machen, Fehlendes vorhalten. Die „Rangfolge in der priesterlichen Tätigkeit“²⁰ ehrlich und mutig zu durchdenken, ist nicht nur eine pastorale, sondern ebenso eine geistliche Notwendigkeit.

Die Redlichkeit verlangt es, auch die andere Seite der Hektik beim Namen zu nennen. Diese findet sich bekanntlich nicht nur im seelsorglichen Dienst, sondern ebenso in unserem privaten Leben. Man prüfe nur, wie sich oft genug ein Tag gestaltet, an dem der pflichtgemäße Religionsunterricht entfällt oder der Abend glücklicherweise frei ist! Er füllt sich erschreckend rasch mit anderem, das bei ehrlicher Prüfung als Leerlauf gelten muß, gerade weil es in einer uneingestandenen Angst, etwas zu versäumen, geschieht.

Erst wenn wir wahrhaftig aufzuspüren beginnen, was unserer persönlichen Arbeits- und Lebenshaltung an Schuld für die priesterliche Existenzkrise zuzuschreiben ist, sind wir berechtigt, mit Nachdruck auf jene Unzuträglichkeiten hinzuweisen, deren Ursache in der Institution, seien es Seelsorgekrise, Priestermangel, Obrigkeits- und Dienstkomplikationen oder allgemeine kirchliche Unsicherheit, zu suchen sind.

3. Perspektiven

Es soll hier nicht zum Schluß doch noch ein neuer Entwurf für priesterliches Arbeiten und Leben versucht werden. Unsere tägliche Wirklichkeit zieht uns enge Grenzen für solche Entwürfe. Darum lassen wir an dieser Stelle auch nicht den bekannten Katalog der Beschwerden, die sich an die

²⁰ Vgl. die Forumsbeiträge in *Diakonia* 2 (1967) 6, 362—371 (H. Fleckenstein, F. Fromm, M. Krinkels, H. Münzel, W. Thüsing, R. Zerfaß).

Adresse der päpstlichen oder diözesanen Kurie, an die theologischen Fakultäten oder an den unmittelbaren Vorgesetzten oder Mitarbeiter richten, zu Wort kommen. Bewegen sich gegenwärtig die Reflexionen des einzelnen Priesters wie auch die Gespräche des Konveniaten nicht viel zu ausgedehnt in diesem Raum? Der Priester selbst, der sich auf diese Weise um fruchtbare Anregungen bringt, ist der Leidtragende. Realismus tut not, aber wenn er ein ehrlicher ist, starrt er nicht nur auf irgendwelche Unzulänglichkeiten. Bedenken wir deshalb, ohne im geringsten auf Vollständigkeit auszugehen, noch einige Haltungen, die wesentlich dazu beitragen können, die verschiedenen praktischen Belange unseres Lebens und Arbeitens richtig anzugehen!

a) *Zuversicht*. Ganz schlicht ist hierbei zunächst an eine menschliche Haltung gedacht, weil wir nicht vorschnell letzte theologische und geistliche Motive in Anspruch nehmen dürfen, wo uns zunächst natürliche Möglichkeiten an die Hand gegeben sind. Zuversicht in diesem Sinn ist nicht ausschließlich an objektive gute Aussichten gebunden. Sie ist mindestens ebenso sehr eine Charakterfrage. Wir können unseren Blick, unser Ohr und unser Reden sehr wohl filtern. Ohne einen Deut an der Wirklichkeit zu verfälschen, erleben wir dann die Welt und unsere eigene Existenz anders. Dies in unser mitbrüderliches Gespräch einbringen, heißt eine neue Möglichkeit erkennen. Es soll uns nicht verwehrt sein, bei unseren Mitbrüdern los zu werden, was sich angestaut hat. Aber darin dürfen sich unsere Begegnungen, für die wir mehr Sinn haben und deren wir mehr bedürfen als frühere Generationen, nicht erschöpfen. Das Sachgespräch, das theologische und das geistliche, muß den Vorrang haben. Ist es wirklich ein solches, so mündet es nicht in ein bedrückendes Problematisieren ein. Von selbst tritt das oft engmaschige Klagen zurück, dem bisweilen gleichlautende Resignation oder aber naiver Optimismus gegenüberstehen, die beide auf den Gesprächspartner niederschmetternd wirken. Das Bemühen um das Sachgespräch verhindert auch, daß die Zusammenkünfte der Priester, sei es in einer Art Schutzmaßnahme oder aus Mangel an Geistigkeit, keinen anderen Inhalt als eine aufwendige Gemütlichkeit haben, mit der sich gerade der wache junge Priester nicht zufrieden geben kann. Es dürfte außer Zweifel stehen, daß unser mitbrüderliches Gespräch, dessen wesentliche Funktion in der sogenannten Priesterseelsorge erst langsam begriffen wird, noch einer beträchtlichen Kultivierung bedarf. Gelingt sie uns, so schafft sie unmittelbar den Raum, in dem wir uns brüderlich die Zuversicht aus dem Glauben bezeugen. Dieses fundamentale christliche Geschehen ist im eigentlichen Sinn ein priesterlicher Dienst, gründend im gemeinsamen Priestertum aller, um so mehr den geweihten Priestern aufgetragen – auch für einander.

b) *Weite*. Manche verantwortlichen Männer der Kirche erschrecken, wenn für die weitherzige Haltung des Priesters eine Lanze gebrochen wird. Sie denken sogleich an Willkür, Unzuverlässigkeit, Störung der *acies bene ordinata* und an den „vorausseilenden Gehorsam“. Gewiß kommen Fehleinstellungen vor, die mit mißbräuchlicher Berufung auf die Weite des eigenverantwortlichen Gewissens gerechtfertigt werden. Weite des Geistes, der Gesinnung und des Gewissens steht jedoch nicht im Gegensatz zur Treue und Festigkeit, zur Einordnung und zum mündigen Gehorsam, sondern im Gegensatz zur Enge, zum Rigorismus und Legalismus und zur festgefahrenen Sicherheit. Natürlich können die Meinungen über das, was lax oder ungehorsam, und das, was weit- und großherzig ist, stark auseinandergehen. Letztlich entscheiden Liebe, Demut und Wahrhaftigkeit darüber, ob ein Christ „freier Gottesknecht“ (J. M. Reuß) in der Kirche oder Gefangener seines Eigenwillens ist.

Wir dürfen in unserem Zusammenhang darauf verzichten, pastoral-theologische Probleme im Hinblick auf die Spannung von Autorität und Freiheit, Gesetzestreue und Eigenverantwortung zu untersuchen. Unser Blick richtet sich auf die priesterliche Lebensführung. Perioden des Übergangs sind dadurch gekennzeichnet, daß herkömmliche Formen noch immer Gültigkeit beanspruchen, zugleich aber als nicht mehr angepaßt und als drückend empfunden werden. Im Lebensstil des Priesters, der prinzipiell von seiner Berufung und amtlichen Sendung bestimmt wird und somit hinsichtlich etwa des bewußt übernommenen Zölibates oder der Pflichterfüllung an der zugewiesenen Stelle keine Inkonsequenzen zuläßt, gibt es Bereiche, die man durchaus als Konventionen im Übergang bezeichnen kann. Sie entstammen der Zeit, in der der Neunzehnjährige mit Eintritt ins Seminar bereits dem gesellschaftlichen Stand des Klerus zugerechnet wurde. Noch vor wenigen Jahrzehnten fuhr der Seminarist in Soutanelle in die Ferien. Wir dürfen keineswegs unterschätzen, welche Hilfe für die Verwirklichung der priesterlichen Existenz die Zuordnung zu einem gesellschaftlichen Stand einst brachte. Heute wird man aber sagen müssen, daß nicht mehr der Stand und seine Insignien den Priester tragen, sondern allein seine priesterliche Gesinnung. Sie schafft auch die rechten Formen für den Lebensstil, unabhängig davon, ob sie im herkömmlichen Sinne standesgemäß oder aus der Situation erspürt sind. Um letzteres geht es, wenn in diesem Zusammenhang von Weite die Rede ist. Das wird im folgenden von einer weiteren Sicht beleuchtet.

c) *Offenheit für die künftige Entwicklung*. Wir haben uns eingangs darauf beschränkt, ohne eigene Stellungnahme die Diskussion um die künftige Gestalt des Amtes wiederzugeben. Die Diskussion, die naturgemäß Unsicherheiten schafft und relativierend wirkt, soll uns nicht mitreißen. Nach-

dem wir entschieden darauf ausgingen, als Priester bestehen zu können in der Zeit der Diskussion um den Priester, ist ein Ausblick auf die sich abzeichnende Entwicklung gewiß nützlich. Wir haben realistisch damit zu rechnen, daß die Zahl der Priesterberufe noch weiter zurückgeht, sowohl relativ als auch absolut. Hand in Hand damit wird sich auch die Krise der Seelsorge und ihrer Struktur verschärfen. Wir wissen auch, daß die Möglichkeiten des einzelnen Priesters, diese Entwicklung aufzufangen, recht begrenzt sind. In der gleichen Situation befanden sich auch die Mitbrüder in früheren Übergangsperioden, ohne deren Einsatz und Durchhalten der Eintritt der Kirche in eine neue Zeit nicht möglich gewesen wäre. Resignation ist also unangebracht. Wenn wir dagegen nicht recht wissen, wie es da und dort weiterzugehen hat, so sollten wir damit rechnen, daß dies heilsgeschichtlich notwendig ist. Wir wären sonst wahrscheinlich zu sicher und ohne die Offenheit, auf die der Geist Gottes rechnet, wenn er Neues mit uns machen will. Mutet uns rückblickend die Kirche der Zeit vor dem Konzil bis tief in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein nicht zu wissend an? Offenbar brauchte sie in jener Epoche solche Sicherheit, so daß wir ihre Festungsmentalität zu Unrecht bemängeln. Wir jedenfalls müssen Kirche-auf-dem-Wege sein. Richtunggebende Zeichen werden wir von Fall zu Fall entdecken, und nicht immer wird Einhelligkeit darüber bestehen, wie sie zu deuten sind. Bei all dem ist großartig, wie sehr es in unseren Tagen wieder einmal hervortritt, daß nicht nur Papst und Bischöfe, Kurialtheologen und andere Spezialisten das Ohr der Kirche für die Stimme des Heiligen Geistes bilden. Wann wurde von der suchenden Wanderung so wie gegenwärtig die ganze Breite der Jüngergemeinde erfaßt? So wird auch vom einzelnen Priester mehr denn je die Entwicklung mitgestaltet. Der Vorwurf sollte uns nie treffen, daß wir nicht mutig genug im Geiste des Evangeliums vorangeschritten sind. Das bezieht sich auch auf die weitere Entwicklung der priesterlichen Existenz. Vermutlich wird sich die amtliche Sendung – mit und ohne Weihe –, die trotz Katecheten, Seelsorgehelferinnen und Laientheologen noch immer auf den Priester, wie wir ihn heute haben, konzentriert ist, auffächern und dem Priester einen weiteren Zug seiner Einmaligkeit als Träger des Dienstamtes nehmen. Die Pluriformität des Amtes wird aber gleichzeitig neue Möglichkeiten für uns und unsere Nachfolger, die wir das Priestertum zur Lebensberufung erhalten haben, eröffnen. Die Überlegungen zur Pluriformität, die vielen noch unheimlich scheint, sind ja nicht die Erfindung neuerungssüchtiger Spekulant, obwohl es auch solche gibt, sondern neben anderem eine Antwort auf das plurale Leben unserer Zeit und Gesellschaft. Wie diese Auffächerung im einzelnen aussehen wird, wissen wir noch nicht. Ihren Anfang nimmt sie, wenn wir die ersten verheirateten

Diakone unter uns haben. Für den Priester, der sich versteht wie wir, könnte sie einen Gestaltwandel bringen, auf den hin unsere persönliche Berufung bereits angelegt ist. Johannes Bours²¹ hat diesen Gedanken (leider noch unveröffentlicht) weiter verfolgt, angeregt durch ein Wort Ernst Käsemanns auf dem Evangelischen Kirchentag im Juni 1967 in Hannover²²: „Wir haben zu viele Manager und zu wenig Partisanen, aber wir werden nur kraft eines christlichen Partisanentums aus dem religiösen Getto wieder ins freie Feld brechen.“ Der Priester als christlicher Partisan? Das Wort mit seinem militärischen Beigeschmack läßt uns zunächst zögern, bis wir es seiner kriegerischen Einfärbung entledigt und nach seinen gesellschaftlichen Dimensionen hin untersucht haben. Dann eröffnet es uns den Blick auf ein priesterliches Leben und Wirken, das nicht einer ausklingenden Epoche angehört und das doch alles fortführt, was uns einst veranlaßte, Priester zu werden, und heute bestimmt, Priester zu sein.

Gemeinschaft aus dem gemeinsamen Leben

Eine Ansprache von Mario Schoenenberger SJ, Rom*

Aus der Messe für die Einheit der Kirche:

Brüder! Ich bitte euch, wandelt würdig der Berufung, die euch zuteil geworden, in aller Demut und Sanftmut.

Seid geduldig und ertraget einander in Liebe; und seid eifrig bestrebt, die Einheit des Geistes zu wahren durch das Band des Friedens: Ein Leib, ein Geist, wie ihr ja auch in eurer Berufung zu einer Hoffnung berufen seid – ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alles und in uns allen.

Eph 4, 1–6

In der Gegenwart Christi, des Erbauers der Gemeinschaft der Kirche, des Gründers der Einheit, wollen wir uns auf uns selbst und auf unsere Gemeinschaft besinnen; gleichsam eine Gewissenserforschung vor Ihm, dem Herrn, dem Bruder, dem Freund, halten. Wir müssen bekennen, daß es die Gemeinschaft, so wie sie die Texte der Votivmesse um die Einheit der

²¹ Spiritual am Coll. Borromäum, Münster i. W.

²² Herder-Korrespondenz 21 (1967) 379.

* Im September 1967 waren an 150 Jesuiten der Westdeutschen Ordensprovinz in Frankfurt am Main zusammengekommen, um im Hinblick auf die vom Konzil geforderte „zeitgemäße Erneuerung“ der Orden miteinander über ihre Gemeinschaft und ihre Arbeiten zu